

Jens Soentgen:

***Reductio ad absurdum oder: Die Kunst und das Vergnügen, anderer Leute
Meinung zu diskreditieren.***

In: *Das Hochschulwesen. Forum für Hochschulforschung, -praxis und -politik.*
43. Jg., Heft 2 (1995). S. 107-113.

Reductio ad absurdum oder: Die Kunst und das Vergnügen, anderer Leute Meinung zu diskreditieren

Jens Soentgen

An der Universität kümmert man sich zu wenig darum, die Studenten in die Lage zu versetzen, aktiv am wissenschaftlichen Diskurs teilzunehmen. Niemand bringt einem bei, wie schwierige theoretische Texte kreativ gelesen werden können, niemand erklärt einem, wie man Argumente für eine eigene These produzieren kann oder umgekehrt, welche Mittel und Wege es gibt, fremde Thesen argumentativ zu diskreditieren. Nach wie vor ist Enzyklopädie das Ideal der real praktizierten Hochschuldidaktik, es wird Wert auf Wissen gelegt, nicht aber auf Können. Entsprechend wird Lernerfolg als Wissenszuwachs verstanden, und auch so gemessen, nicht aber als Könnenssteigerung. Das betrifft besonders die geisteswissenschaftlichen Fakultäten.

Zwar wird auch an den naturwissenschaftlichen oder an den künstlerischen Fakultäten nur wenig getan für die Steigerung der Fähigkeit, am wissenschaftlichen Diskurs teilzunehmen, aber dort werden dafür eben andere Fertigkeiten vermittelt. Ein Chemiker, der nicht elegant zu argumentieren weiß, mag noch angehen, solange er wenigstens imstande ist, eine neue Chemikalie zu synthetisieren. Aber Soziologie, Philosophie oder Politikwissenschaft sind Wissenschaften, die außer Texten nichts erzeugen, daher fällt es hier besonders auf, wenn eine Studentin oder ein Student dieser Fächer am Ende des Studiums lediglich in der Lage ist, den gegenwärtigen Stand des Diskurses anzugeben, aber unfähig, eigene Ideen zu entwickeln. Das naturwissenschaftliche Äquivalent wäre ein Chemiker, der zwar alle bisher entdeckten Verbindungen kennt, aber außerstande ist, neue herzustellen.

Natürlich wird auch in den geisteswissenschaftlichen Fakultäten immer wieder gesagt, daß es ja nicht darum gehe, *Kant*, *Hegel*, *Weber* und *Marx* auswendig zu lernen, sondern daß man sie kritisch lesen müsse. Aber was mache ich, wenn ich die Kunst des kritischen Lesens nicht beherrsche? Ganz einfach: ich lese nach *Habermas* eben *Habermas* geistreiche Kritiker und präge mir deren Argumente ein. Weil ich nicht gelernt habe, das gestellte Problem selbst zu lösen, helfe ich mir eben durch Aneignung von fremdem Wissen.

In der römischen Antike war das anders¹. Da wurde auf den Erwerb von Wissen ebensoviel Wert gelegt wie auf den Erwerb von Können; ein Schüler einer Rhetorikschule mußte sich zwar auch Kenntnisse aneignen, aber

die meiste Zeit über beschäftigte er sich damit, seine rhetorische Kompetenz und seine geistige Kreativität zu steigern; mit Hilfe der Topik lernte er, Argumente oder überhaupt Gedanken über beliebige Redethemen zu produzieren, aus den so produzierten eigenen Gedanken bastelte er dann anhand bewährter Schemata eine Rede. Die bekam ihr Finish, indem an der einen oder anderen Seite ein paar selbstgemachte Tropen und Figuren eingestreut wurden. Man lernte auch die Kunst, sich solche Vorträge einzuprägen, dies war die *ars memorativa*². So trainierte der römische Rhetorikschüler zahlreiche Künste, die im beruflichen Leben, aber auch beim Streit mit dem Gemüseverkäufer von erheblichem Nutzen waren. Vor allem lernte er, Gedanken nicht nur zu rezipieren, sondern selbst zu produzieren. Deswegen war er später in der Lage, selbständig an wissenschaftlichen, juristischen oder politischen, kurz: an bürgerlichen Diskursen teilzunehmen. Er hatte gelernt, eigene Meinungen, Ideen und Argumente zu produzieren, und andererseits konnte er selbständig die Meinungen, Ideen und Argumente anderer wirkungsvoll – überzeugend – destruieren.

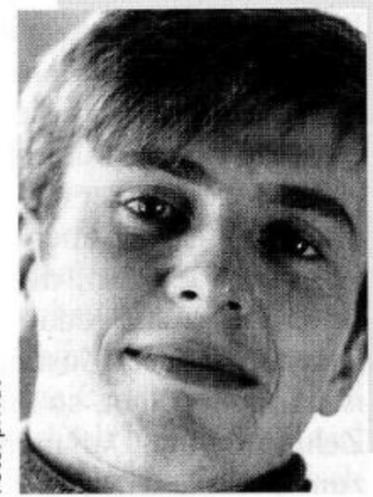


Foto: privat

Jens Soentgen

Die Klassiker als »Blutspender«

Und wer bringt uns heute die Kunst bei, zündende Argumente herzustellen, eigene Gedanken zu produzieren, wer bringt uns bei, Theorien zu synthetisieren, mit Worten zu zaubern, witzige Vergleiche zu schlagen, wer zeigt uns, wie man aus den Theorien anderer Leute die Luft herausläßt, wie man mit Eleganz widerlegt, und mit Geist beweist? Wer hilft uns, unsere geistige Kreativität freizusetzen, unser argumentatives Können zu trainieren,

1 Vgl. dazu: Ueding, G.; Steinbrink, B.: Grundriß der Rhetorik. Stuttgart 1986, und Bornscheuer, L.: Topik. Frankfurt/Main 1976, Kap. I. Seit längerem ist ein wachsendes Interesse an der Rhetorik festzustellen. Auch die Hochschuldidaktik könnte von der alten Rhetorik neue Impulse erhalten.

2 Die *ars memorativa* findet heute im Zuge der Wiederentdeckung der Rhetorik erneutes Interesse. Vgl. nur den Sammelband *Haverkamp, A.; Lachmann, R.: Gedächtniskunst*. Frankfurt/Main 1991.

unsere theoretische Phantasie auf Trab zu bringen? Antwort: Niemand. Es wird einem nicht beigebracht, selbst Beiträge zu wissenschaftlichen Diskursen herzustellen. Stattdessen wird man angehalten, erst einmal den Bestand zur Kenntnis zu nehmen. Diese Forderung ist in Grenzen akzeptabel, aber wenn es soweit geht, daß man nur noch mit dem Vorlieb nehmen soll, was andere gesagt haben, handelt es sich um Entmündigung, im wahrsten Sinne des Wortes. Natürlich verbietet einem niemand geradezu, den Mund aufzumachen; die Entmündigung vollzieht sich indirekt, indem eben die Kunst der Produktion eigener Argumente, Gedanken und Theorien nicht gelehrt wird. Folge: die eigene geistige Kreativität verkümmert. Damit man diesen Verlust an eigener kognitiver und kommunikativer Kompetenz nicht so deutlich merkt, schließt man sich an diverse »Blutspender« an, die sogenannten Klassiker, deren Gedanken man gedankenlos konsumiert. Das Ungeheuerliche dieses Zustands bleibt unsichtbar, denn man ist ja nicht allein, so ein Klassiker spendet »Blut« für Zehntausende. Daß man auf diese Weise nach und nach zum Zombie wird, fällt einem nach einer gewissen Zeit nicht mehr auf, denn man findet sich umgeben von Scharen anderer Zombies. Nach und nach schließt man mit ihnen Freundschaft. Schließlich gründet man gemeinsam eine Gesellschaft, die der »Verehrung des Blutspenders« dient, und die zu diesem Zwecke alljährliche rituelle Zusammenkünfte abhält.

Wie kann man selbst originelle Beiträge zur Wissenschaft synthetisieren? Ist das nur den Begabten vorbehalten, die sich hierzu ihrer Inspiration bedienen? Nein. Jeder, der sich überhaupt für Wissenschaft interessiert, kann brauchbare Theorien, Beweise und Widerlegungen selbst produzieren. Das ist eine reine Trainingsfrage. Man muß sich einfach trainieren in der Kunst, Beweise zu finden, in der Kunst, Gegenbeweise zu führen, in der Kunst, Theorien zu entwickeln, oder in der Kunst, kreativ zu lesen. In diesem Aufsatz geht es darum, wie man fremde Thesen und Folgerungen wirkungsvoll diskreditiert. Es geht um die *reductio ad absurdum*, die alle Könner des wissenschaftlichen Diskurses beherrschen; es gibt kaum einen guten argumentativen Text, der nicht eine Probe dieser Kunst enthielte. Dennoch fehlt bisher eine praktisch brauchbare Beschreibung der dabei nötigen Griffe.

Was ist die *reductio ad absurdum*?

Man kann Behauptungen und Folgerungen eines Autors auf verschiedene Weise widerlegen: man kann zeigen, daß sie empirisch falsch sind, daß sie auf inkorrekten Schlüssen basieren oder beides. Diese Methoden der Widerlegung sind wohlbekannt. Die Methode, eine gegnerische Behauptung zu überführen, indem sie als empirisch falsch erwiesen wird, hat den Nachteil, daß nicht alle Behauptungen empirische Thesen sind, oft hat man es auch mit metaphysischen Ideen zu tun, die durch Gegenbeispiele überhaupt nicht zu erledigen sind; mit ihnen muß man anders fertig werden. Die zweite Methode, die darin besteht, zu zeigen, daß der vom Gegner voll-

zogene Schluß unkorrekt ist, hat den Nachteil, daß ein solches Vorgehen leicht kleinlich, kraftlos und buchhalterisch wirkt. Es macht nicht viel Eindruck, wenn man jemandem vorwirft, er habe in seiner Folgerung gegen die Regel P des Prädikatenkalküls verstoßen.

Diese beiden Nachteile der herkömmlichen Widerlegungsmethoden werden durch die *reductio ad absurdum* umgangen. Mit diesem Wort sollen hier all jene stilistischen und argumentativen Figuren bezeichnet werden, die dem Zweck dienen, einen Diskussionsbeitrag so zu verfremden, daß er absurd wirkt³. Das ist etwas anderes, als der Nachweis, daß ein Beitrag falsch oder widersprüchlich ist. Absurd ist ein allgemeinerer und auch verschwommener Begriff als falsch oder widersprüchlich; eigentlich bedeutet der lateinische Ausdruck »absurdus« soviel wie mißtönend, das Ohr verletzend. Das Absurde »hört sich komisch an«, während sein Gegenteil, das Sinnvolle »gut klingt«. Das Sinnvolle ruft eine gemessene leibliche Reaktion hervor: das Kopfnicken, während wir auf das Absurde maßlos reagieren: durch Lachen. Da man auch solche Thesen absurd verfremden kann, die einer empirischen Widerlegung nicht zugänglich sind, hat die *reductio ad absurdum* ein breiteres Anwendungsgebiet als die Methode der empirischen Widerlegung durch Gegenbeispiele. Andererseits ist es möglich, für unkorrekte Schlüsse des Gegners ein unterhaltsames absurdes Modell zu bilden, und auf diese Weise den Nachteil der Langweiligkeit, der mit der zweiten herkömmlichen Diskreditierungsmethode verbunden ist, zu vermeiden. Es soll aber natürlich nicht behauptet werden, daß die »herkömmlichen« Entwertungstechniken durch die *reductio ad absurdum* ersetzt werden sollen. Es gibt Fälle, in denen eine empirische Widerlegung angebracht ist, andere, in denen eine sorgfältige logische Analyse eingesetzt werden muß – und wieder andere Fälle, in denen eben eine absurde Verfremdung sinnvoll ist. Solche Fälle scheinen mir sehr häufig vorzuliegen, und daher ist es einigermaßen sonderbar, daß bislang diese Argumentationstechnik nirgends beschrieben wurde. In philosophischen Zusammenhängen scheint es mir sogar so zu sein, daß die absurde Verfremdung von Thesen und Folgerungen sehr viel häufiger indiziert ist, als die empirische oder logische Widerlegung. Daher ist es für angehende Philosophen besonders wichtig, sich das entsprechende Können anzueignen. Voraussetzung für den folgenden Schnellkurs ist nur Neugier, vielleicht ein paar rudimentäre logische Kenntnisse, und ein bißchen absurde Phantasie.

Die absurde Karikatur

Man kann mindestens zwei Arten der *reductio ad absurdum* unterscheiden, nämlich zum einen die absurde Kari-

3 Der Ausdruck wird also in diesem Aufsatz in einem weiteren Sinne verwandt als in der formalen Logik; dort bezeichnet er eine Schlußregel, die einen Satz zu negieren erlaubt, wenn aus ihm widersprechende Folgerungen gezogen werden können. Vgl. z.B. Essler, W.K.: Grundzüge der Logik, Bd. 1: Das logische Schließen. Frankfurt/M. 1983 (3. Auflage), S. 92.

katur, zum anderen die absurde Folgerung. Die absurde Karikatur findet meistens dann Verwendung, wenn die grundlegende Idee des Gegners angegriffen und entwertet werden soll. Ich führe einige Beispiele auf, die der philosophischen und soziologischen Literatur entnommen sind.

Hermann Schmitz versucht mit folgender Karikatur, die *Freudsche* Traumtheorie zu entwerten: »*Freud* scheint sich die Seele wie eine rund um die Uhr arbeitende Verwaltungsbehörde vorzustellen, in der die Nachtschicht nach etwas anderem Dienstplan, aber mit derselben Organisation wie die Tagschicht Eingänge gleicher Art (Sinnes- und Körperempfindungsreize) in einer vom nächtlichen Dienstplan... modifizierten Form bearbeitet.«⁴ Diese absurde Karikatur wird in typischer Weise eingeleitet mit den Worten »*Freud* scheint sich... vorzustellen«. Hier können wir schon ein erstes Stilmittel der *reductio ad absurdum* erkennen: »durch das Wort »scheint« wird der Eindruck erweckt, als sei das, was der Gegner behauptet oder behauptet hat, so eigentümlich, daß der »Referent« gewissermaßen nicht die volle Verantwortung dafür übernehmen kann, sondern offenläßt, ob er sich nicht vielleicht »verhört« oder falsch verstanden hat. Das zweite Mittel, mit dem *Schmitz* hier operiert, ist der überraschende Vergleich der *Freudschen* Seelenkonzeption mit einer profanen Verwaltungsbehörde; diese Identifizierung bewirkt, daß die nur kurz angesprochene *Freudsche* Lehre in eine merkwürdige Schräglage gerät, und dann schlagartig abrutscht in den Orkus des Absurden. Absurde Karikaturen operieren häufig mit solchen profanierenden Vergleichen; sie können aber auch auf dieses Stilmittel verzichten, wie sich an folgender meisterhaften Karikatur der christlichen Lehre durch *Voltaire* ablesen läßt: Gott »erschuf die Welt und ertränkte sie dann, nicht, um ein reineres Geschlecht hervorzubringen, sondern um sie mit Räubern und Tyrannen zu bevölkern. Und nachdem er die Väter ertränkt hatte, starb er für deren Kinder, allerdings ohne Erfolg, und bestrafte hundert Völker wegen der Unwissenheit über seinen Kreuzestod, in der er sie doch selber gehalten hatte«⁵. Der Eindruck von Absurdität wird hier zum einen durch Kontrastierung der göttlichen Taten mit den eigentlich erwarteten, sinnvollen Handlungen erzeugt. »... nicht, um ein reineres Geschlecht hervorzubringen, sondern um sie mit Räubern und Tyrannen zu bevölkern.« Zum anderen spitzt *Voltaire* die Stimmungsumschwünge des göttlichen Wesens zu, der zuerst die Väter ertränkt, und dann für die Söhne stirbt; diese direkte Kopplung widersprüchlicher Handlungen wirkt absurd. Glänzend ist auch der Kontrast zwischen dem krassen Bericht »nachdem er die Väter ertränkt hatte, starb er für deren Kinder« und dem unterkühlten Kommentar »allerdings ohne Erfolg«. Anders als die zuvor zitierte absurde Karikatur operiert diese also nicht mit einem bildhaften Vergleich, sondern hält sich an den Text des Gegners, der durch Auslassungen und Kontrast ad absurdum geführt wird. Gott – bzw. die theologische Gotteslehre – wird hier von *Voltaire* ähnlich vorgeführt, wie im Zirkus der Weißclown den dummen August vorführt, der eine Weile

lang seine absurden Aufführungen vollziehen darf, bis er vom Weißclown, dem es zu bunt wird, hinter den Vorhang gejagt wird.

Besonders elegant ist es, wenn man den Eindruck der Absurdität durch Weiterspinnen oder leichte Veränderung eines Bildes erzielen kann, das der Gegner an einer prominenten Stelle seines Textes angebracht hat, wie eine Flagge oder ein Emblem. Ich kenne kein besseres Beispiel für diese Operation als *Lothar Hacks* Kommentar zum Motto des Buches »Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft« von *Karin Knorr-Cetina*: »Die... Einsicht, daß Fakten nicht der Fels sind, auf den unser Wissen aufbaut...« gefällt *Knorr-Cetina* so gut, daß sie ihrem ersten Kapitel als Motto den Satz der Kriminalroman-Autorin *Dorothy Sayers* voranstellt: »Mein Herr, Fakten sind wie Kühe. Wenn man sie nur scharf genug ansieht, laufen sie im allgemeinen weg.« So eindrucksvoll das Bild vom (Sozial-)Wissenschaftler als Kuhhirten auf den ersten Blick, auch sein mag, jeder richtige Cowboy weiß, daß eine Kuh, die ihren Standort gewechselt hat, in der Regel immer noch eine Kuh ist (es sei denn, sie wird analytisch zerlegt: im Schlachthaus). Und jeder Viehzüchter weiß, daß eine Kuh, selbst auf der modernsten Farm, nicht durch bloßes Weggucken erzeugt werden kann«⁶. Dieser Kommentar ist so meisterhaft, daß es fast untertrieben scheint, zu sagen, *Hack* habe hier seine Gegnerin bloß ad absurdum geführt, er hat sie geradezu »absurdet«; wenn es erlaubt ist, diesen Neologismus einzuführen, der durch seinen gurgelnden Klang gut die Plötzlichkeit und Durchschlagkraft der *Hack*-Operation ausdrückt.

**Die Kunst der
absurden Karikatur
besteht darin, den
Mißklang zu erzeugen,
indem Heiliges und
Profanes gemischt werden**

Überhaupt besteht die Kunst der absurden Karikatur oft darin, den Mißklang zu erzeugen, indem Heiliges oder Hochtrabendes und Profanes gemischt werden. So kann etwa die abstrakte Idee des Gegners mit irgend etwas Banalem in Bezug gesetzt werden, wie in der oben zitierten Karikatur die *Freudsche* Traumtheorie und die Verwaltungsbehörde.

Es gibt übrigens typische Requisiten, die für die Inszenierung von Absurdität an diversen Orten – im Zirkus, im philosophischen Text, im Witz oder in der comedyshow – bevorzugt verwendet werden; eines dieser Objek-

⁴ *Schmitz, H.*: Leib und Gefühl. Paderborn 1992 (2. Aufl.), S. 65.

⁵ Zitiert nach *Weischedel, W.*: Die philosophische Hintertreppe. München 1984 (11. Aufl.), S. 154; dort leider ohne Quellenangabe.

⁶ *Hack, L.*: Vor Vollendung der Tatsachen. Frankfurt, S. 196. Diesen Abschnitt habe ich schon einmal unter einem anderen, aber mit dem hier eingenommenen verwandten Gesichtspunkt untersucht, vgl. *Soentgen, J.*: Experimentelle Hermeneutik. In: Das Hochschulwesen, 42. Jg., H. 1, 1994, S. 36 – 45 (38 f.).

te ist der Rüssel des Elefanten⁷, den kürzlich *Niklas Luhmann* bei einer hübschen Skizze der soziologischen Forschungslage einsetzte: »Der Projektbetrieb der empirischen Forschung läuft weiter unter der Voraussetzung, daß man durch die Realität entscheiden lassen kann, was wahr und was unwahr ist... Die kritische Soziologie fährt fort, sich selbst für gelungen zu halten und die Gesellschaft deshalb für mißlungen... Zeitweilig hatte man gehofft, die Diskrepanzen im Theorievergleich überbrücken zu können – so wie man Elefanten und Giraffen als komplexe und voluminöse Tiere vergleichen kann; die einen mit langen Rüsseln, die anderen mit langen Hälsen«⁸. Die Pointe in dieser absurden Karikatur ist so gebaut wie die bekannten Scherzfragen, die nach dem Unterschied oder der Gemeinsamkeit zweier eigentlich unvereinbarer Dinge fragen, z.B. »Was ist die Gemeinsamkeit zwischen einem Polizisten und einem Hundertmarkschein? – Wenn man einen braucht, ist keiner da«⁹. Ähnlich findet auch *Luhmann* ein absonderliches tertium comparationis zwischen Elefant und Giraffe, das seine *reductio ad absurdum* komplettiert: die Länge von Hals und Rüssel.

Die bisher betrachteten Karikaturen waren frei montiert, wenn auch ähnliche Versatzstücke, wie die einleitenden Signale (»X scheint sich... vorzustellen, wie...«) oder gewisse Requisiten immer wieder vorkommen. Es gibt aber auch absurde Instant-Fertigprodukte, die zum Zwecke der *reductio ad absurdum* nur noch überbrüht werden müssen, und von einer Philosophengeneration zur nächsten tradiert werden: die absurden Klischees. Das bekannteste Klischee dieser Art geht auf eine bemerkenswerte Leistung *Münchhausens* zurück, der sich, wie es heißt, »am eigenen Schopf« aus einem Sumpf herauszog, und so die drohende Selbstvertorfung verhinderte. Diese Tat hat damals bei den Sumpfbewohnern großes Aufsehen erregt, und hat sich anschließend rasch herumgesprochen. Bis zu den Philosophen, die sich seither gegenseitig vorwerfen, sie würden versuchen, sich wie jener *Münchhausen* an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen. Obwohl doch bei den meisten Philosophen der Haarwuchs nicht einmal üppig genug ist, um sich auch nur die Haare zu raufen oder sie sich zu kratzen. Das absurde Klischee des Sich-an-den-Haaren-aus-dem-Sumpf-Ziehen-Wollens ist bei den Philosophen so beliebt, daß *Hans Albers* endlich seine von vielen Daranziehen schon ganz haarlosen Zunftgenossen mit einer formalisierten Version beglückt hat, dem sogenannten *Münchhausen-Trilemma*. Worin dessen nähere Aussage besteht, habe ich vergessen.

Jedenfalls ist die *Münchhausen*-Aktion ein gutes Beispiel für ein absurdes Klischee. Es handelt sich dabei um ein aburdes Bild, das durch allzu häufigen Gebrauch immer weiter ausgelutscht wurde, bis es schließlich zu einer Art semantischer Moorleiche geworden ist. Eigentlich ist es merkwürdig, daß von den zahlreichen Taten *Münchhausens* einzig diese zur sozusagen geflügelten *reductio ad absurdum* avanciert ist, ebenso verwunderlich ist es, daß die verschiedenen anderen Spezialisten für Absurdes, wie *Eulenspiegel*, *Don Quichote* oder *Palmström* so selten in philosophischen Texten zum Einsatz kommen.

Als absurde Klischees werden auch manche Sprichwörter verwendet, z.B. »das Pferd von hinten aufzäumen«, »da beißt sich die Katze in den Schwanz«, »das Kind mit dem Bade ausschütten«, »das ist ein hölzernes Eisen« usw. Solche abgestandenen Klischees wirken meist zu langweilig, um irgendeine nachhaltig entkräftende Funktion ausüben zu können. Sie »ziehen« nicht mehr, die Kopplung der Position des Gegners an ein solches Versatzstück führt nicht zu deren jähen Absturz in die Absurdität, den eine geschickt montierte freie Karikatur durchaus bewirken kann.

Die absurde Folgerung

Man kann die Folgerungen eines Gegners kritisieren, indem man nachweist, daß seine Schlußweise gegen die geltenden logischen Regeln verstößt; doch ist dies keine sonderlich wirkungsvolle Strategie. Sehr viel schlagkräftiger ist es, einen Schluß zu konstruieren, der nach der gleichen Regel funktioniert wie die Vorgabe des Gegners, aber offensichtlich absurd ist¹⁰. Man schlägt mit diesem Verfahren, wenn man es korrekt anwendet, gewissermaßen zwei Fliegen mit einer Klappe: einerseits hat man **gesagt**, daß der Schluß des Gegners auf einer ungültigen Regel basiert, und gleichzeitig **gezeigt**, daß diese Regel auch tatsächlich ungültig ist, da sie nicht von wahren Prämissen zu wahren Konklusionen führt.

Wie diese Figur funktioniert, zeigt in schöner Weise folgendes Beispiel des Naturphilosophen *Hans-Dieter Mutschler*: »Viele Molekularbiologen, die z.B. die Evolution als Folge bestimmter Gesetzmäßigkeiten und wahlloser Zufälle rekonstruieren, schließen aus ihrer Rekonstruktion auf die Sinnlosigkeit der Evolution. Dazu haben sie keinerlei Befugnis. Ihr Vorgehen ist nicht viel klüger als das jener beiden russischen Astronauten, die aus dem Weltraum zurückkamen mit der Bemerkung, Gott sei ihnen nicht begegnet, womit sie zu beweisen glaubten, daß es Gott nicht gibt. In Wahrheit haben sie nur bewiesen, daß Gott kein Satellit ist, was wir auch vorher schon wußten. Ebenso beweisen jene Molekularbiologen lediglich, daß Gott kein naturgesetzlicher Prozeß ist, was wir uns ebenfalls schon vorher denken konnten. Mit demselben Recht könnte man eine Uhr in ihre Einzelteile zerlegen und aus der Tatsache, daß sie keinen Mechaniker enthält, schließen, daß sie nicht vom Menschen gemacht wurde.« Hier werden zwei verwandte Schlüsse durch die Verbindungsformel »mit demselben Recht« an den offensichtlich widersinnigen Schluß von der Nichtexistenz des Mechanikers in der Uhr auf

⁷ Der natürlich auch Bestandteil zahlreicher Witze mit sexueller Tendenz ist. Vgl. *Röhrich, L.*: Der Witz. Stuttgart 1977, S. 129 – 133.

⁸ *Luhmann, N.*: Was ist der Fall und was steckt dahinter? Zeitschrift für Soziologie, 22. Jg., H. 4, 1993, S. 245 – 260 (246).

⁹ *Röhrich, L.*: Der Witz. Stuttgart 1977, S. 106 f.

¹⁰ Dieselbe Technik diskutiert sehr klar, wenn auch in einem anderen Zusammenhang *Rosenberg, J.F.*: Philosophieren. Frankfurt 1986, S. 27 – 50.

seine Nichtexistenz überhaupt gekoppelt, und so »absurdet«. Der Punkt ist dabei, daß die Prämisse (»die Uhr enthält keinen Mechaniker«) des Modells wahr ist, die Folgerung (»die Uhr ist nicht vom Menschen gemacht«) aber offensichtlich falsch. Allerdings hat eine reduction dieses Typs die Form: »Aus A auf B zu schließen ist genauso unsinnig als schlosse man von C auf D«; wobei die Schlußregel, die von A zu B führt, mit derjenigen identisch sein muß, die von C zu der offensichtlich absurden Konklusion D führt.

Betrachten wir ein weiteres Beispiel: *Hermann Schmitz* diskutiert kritisch eine Argumentation, die aus der Tatsache, daß im Erleben verschiedener Menschen zur gleichen Zeit und am gleichen Ort verschiedene Gefühle verwirklicht sein können, schließt, daß Gefühle innere Seelenzustände sein müssen. *Schmitz* zeigt durch ein absurdes Modell, daß dieser Schluß ungültig ist: »Man schließt ja auch bei Regen aus der Tatsache, daß viele Menschen dank aufgespannter Regenschirme, schützender Mauervorsprünge oder -höhlen usw. dem Unwetter entgehen, nicht darauf, daß der Regen bloß im Inneren der davon getroffenen Übrigen falle«¹¹.

Dieses Beispiel wirkt nicht ganz so überzeugend wie das vorgehende, und wirft deshalb die Frage auf, wie man reagieren kann, wenn man die eigene Ansicht, die man doch für durchaus sinnvoll hielt, in Zusammenhang mit dem Absurden gebracht sieht. Nehmen wir einmal an, wir seien Vertreter der von *Schmitz* so getauften »Introjektionsthese«, der These also, daß Gefühle private Seelenzustände seien, und müßten uns gegen den *Schmitzschen* Entwertungsversuch wehren. Dann könnten wir etwa einwenden, daß die Analogie ungültig ist, weil Gefühle nicht mit Regen vergleichbar sind, da man Regen auch anders wahrnehmen kann als dadurch, daß man naß wird, nämlich durch Hören und Sehen; Gefühle aber **nur** dadurch, daß man fühlt. Man könnte dann noch die Analogie von *Schmitz* aufgreifen und umdrehen, indem man etwa sagt: »Stellen wir uns einmal vor, es wäre so, daß plötzlich einige Menschen im Seminarraum das Gefühl haben, feucht zu werden, andere aber nicht. Was wäre dann natürlicher, als anzunehmen, daß die Flüssigkeit, die diese Menschen spüren, aus ihrem Inneren kommt, und nichts anderes ist, als ganz normaler Schweiß? Und ebenso schließt man bei den Gefühlen.«

Struktur, Moral und Funktion der *reductio ad absurdum*

Die *reductio ad absurdum* in ihren zwei Arten hat eine feste Struktur. Zunächst wird der noch nicht offensichtlich widersinnige Beitrag (Schluß oder Idee) des Gegners vorgestellt. Dieser wird dann durch ein Verbindungsglied (das ist genauso wie..., das erinnert an..., usw.) mit einem offensichtlich absurden Schluß identifiziert. Dem Schluß des Gegners wird also gewissermaßen die *massa confusa* einer offensichtlichen Absurdität um den Hals gehängt, worauf das so behandelte Argument – wenn es nicht sehr schwimmfähig ist –

sofort gurgelnd untergeht. Die Figur schließt mit einem Kommentar ab.

Besonders bei der absurden Karikatur ist dieses Muster meist nicht voll ausgeführt, hier fehlt oft das erste Glied; die Idee des Gegners wird nicht neutral dargestellt, sondern bloß bezeichnet, und sogleich mit der Karikatur identifiziert. Auch der Kommentar wird oft weggelassen. Dies ist ein zwar verbreitetes, aber natürlich kein sonderlich faires Verfahren, da der Leser anhand solcher Stümmelformen nicht zwischen Bericht und Meinung unterscheiden kann. Die Frage nach der Fairneß der *reductio ad absurdum* stellt sich aber bereits auf grundsätzlicher Ebene, nicht erst bei problematischen Abkürzungen. Betrachten wir zunächst die absurde Karikatur.

Ist es legitim, z.B. eine fremde Idee in einer Weise zu verfremden, daß sie absurd wirkt? **Dafür** ließe sich anführen, daß es sich bei Ideen generell um Thesen handelt, die in **keiner** Weise argumentativ widerlegt werden können, da sie lediglich »heuristische Begriffe« sind, die uns nicht zeigen, wie die Gegenstände beschaffen sind, sondern wie wir »Beschaffenheit und Verknüpfung der Gegenstände der Erfahrung überhaupt suchen sollen«¹²; so daß ein Autor, der mit dem »Suchvorschlag« eines anderen Autors nicht einverstanden ist, kaum eine andere Möglichkeit hat, sein Unbehagen über diesen zum Ausdruck zu bringen, als eben die, der Idee des Gegners einen Anstrich von Absurdität zu verpassen. Aber wenn es auch richtig ist, daß Ideen in keiner Weise, also insbesondere nicht fair **widerlegt** werden können, so folgt daraus doch noch nicht, daß sie in beliebiger Form **dargestellt** werden dürften. Fair wäre es unter diesen Bedingungen, die Idee des Gegners entweder wegzulassen, und gleich die eigene zu präsentieren, oder aber eine neutrale Kurzfassung zu geben und dann festzustellen, daß man von einem anderen Ausgangspunkt ausgeht. Als Mindestforderung wäre aber zu verlangen, daß eine absurde Karikatur durch einleitende Formeln (»mit leichter Übertreibung könnte man X' Idee so darstellen, daß...«) soweit kenntlich zu machen, daß eine Verwechslung von Meinung und Bericht durch den Leser als ausgeschlossen betrachtet werden kann. Sofern diese Minimalforderung erfüllt ist, kann man den Einsatz

11 *Schmitz, H.*: System der Philosophie, Bd. III: Der Raum, zweiter Teil: Der Gefühlsraum. Bonn 1969, S. 216. Die widersinnige Konklusion auf innere Regenfälle erinnert mich an ein vertracktes absurdes Fragment von *Franz Kafka* »seit gestern regnet es unaufhörlich... Während es aber sonst nur auf der Gasse regnet und in den Zimmern nicht, scheint es diesmal umgekehrt zu sein. Sieh aus dem Fenster, bitte, es ist unten doch trocken, nicht wahr? Nun also. Hier aber steigt das Wasser unaufhörlich. Mag es, mag es steigen. (...) Aber dieses Schlagen der Regentropfen auf meinem Kopf, das ertrag ich nicht. (...) Vielleicht würde ich sogar das ertragen, ich ertrage es nur nicht, dagegen wehrlos zu sein. Und ich bin wehrlos, ich setze einen Hut auf, ich spanne den Schirm auf, ich halte ein Brett über den Kopf, nichts hilft, entweder dringt der Regen durch alles durch oder es fängt unter dem Hut, dem Schirm, dem Brett ein neuer Regen mit der gleichen Schlagkraft an.« *Kafka, F.*: Fragment. Aus: Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande. Hg. *Brod, M.* Frankfurt 1986, S. 257 – 258.

12 Kritik der Vernunft, Ausgabe B, S. 700.

absurder Karikaturen in philosophischen Texten als legitim betrachten. Die ethische Beurteilung des absurden Schlusses ist erheblich einfacher: denn gegen diesen ist vom kommunikationsethischen Standpunkt aus nichts einzuwenden; im Gegenteil: verglichen mit der Alternative, den Schluß des Gegners einfach dadurch zu entwerfen, daß man behauptet, dieser verstoße gegen eine gültige Schlußregel, hat der absurde Schluß sogar noch den Vorteil, daß er dem Leser auch gleich klarmacht, daß es tatsächlich sehr merkwürdige Konsequenzen hätte, wenn die Schlußregel des Gegners allgemeine Gültigkeit beanspruchen könnte. Während man also über die Fairneß einer absurden Karikatur gelegentlich streiten mag, scheint mir der Einsatz einer absurden Analogie stets gerechtfertigt zu sein.

**Die Prise Unsinn als Mittel,
einen Text
interessanter zu gestalten**

Zur Funktion der *reductio ad absurdum* ist noch etwas nachzutragen. Wir hatten bisher die Figur in ihren beiden Ausprägungen isoliert betrachtet, tatsächlich findet sie sich aber in der Regel im Zusammenhang eines Textes, und es stellt sich heraus, daß sie auch Funktionen in Bezug auf die Textstruktur wahrnimmt. Auch wissenschaftliche Texte haben ihre Dramatik – die bisher leider noch nicht untersucht wurde – und das Absurde spielt innerhalb dieser Dramatik eine nicht unwichtige Rolle. Es dient als Kontrast für die Idee, die der Autor präsentieren möchte. Deren Sinnfülle steigert sich an der Widersinnigkeit der absurden Karikatur, wie sich zwei Komplementärfarben auf einem Bild oder zwei kontrapunktische Stimmen in einem Musikstück gegenseitig steigern können. Sinn hebt sich deutlicher und überzeugender auf dem Hintergrund von Unsinn ab, wer dagegen immer nur Sinn an Sinn reiht, schafft ein weißes Quadrat auf weißem Grund, einen spannungslosen und überaus langweiligen Text. Das Einstreuen einer Prise Unsinn ist also ein Mittel, einen Text interessanter zu gestalten. Absurde Einsprengsel sind wichtig für den Duktus eines Textes, sie sorgen dafür, daß der Vortrag aufgelockert wird, sie verhindern, daß er allzu kompakt und eng wird.

Wenn ein Autor sehr lange sehr erfolgreich für eine sehr breite Fangemeinde schreibt, kommt es übrigens vor, daß er der üblichen Proportion Sinn und Unsinn überdrüssig zu werden beginnt, und diese in einem Akt von intellektuellem Snobismus umkehrt, indem er jetzt das Absurde als zu schluckende Speise ausgibt, während das Sinnvolle nur noch als kontrastierende Würze verwendet wird; ähnlich als würde man nicht mehr den guten alten Gulasch mit einem Schuß Rotwein servieren, sondern als *dernière cri* der *nouvelle cuisine* nunmehr heißen Rotwein mit Fleischklößchen vorsetzen. So etwa macht *Luhmann*, der in seinen neueren Texten die eigene These immer häufiger in einer zugespitzt absurden Form auftischt, in der (zutreffenden) Überzeugung, daß sie vom Publikum trotzdem bzw. gerade deshalb akzeptiert wird, während er die alternative, sinnvoll klingende These als »zu einfach« an den Rand schiebt – an die Stel-

le, wo normalerweise das Absurde wie ein Blatt krauser Petersilie liegt. So präsentiert er uns einen Berg krauser Petersilie garniert mit einem Fleischschnipsel, und schärft uns ein, daß man diesen nicht mitessen darf. Ein Beispiel: »Der Mensch kann nicht kommunizieren; nur die Kommunikation kann kommunizieren«¹³. Manchmal fehlt übrigens auch noch der Fleischschnipsel: »Ein Bewußtsein denkt, was es denkt – das und nichts anderes«¹⁴. Aber: »All das ändert nichts daran, daß Konsens empirisch unmöglich ist«¹⁵.

Texte, die zahlreiche solcher Stellen aufweisen, in denen das Gewohnte abserviert wird, um Platz für das Absurde zu schaffen, werden dunkelsinnig und unklar, gemäß der aristotelischen Regel: »Alles Ungewöhnliche ist undeutlich«¹⁶. Das ist der Preis der Umkehrung, der herkömmlichen Proportion von Sinn und Unsinn. Ein Autor, der dieses in Kauf nimmt, muß sich der Treue seines Publikums sehr sicher sein. Selbstabsurdungen mit der Absicht, andere nicht bloß zu unterhalten, sondern zu überzeugen, sind deshalb nur möglich, wenn man eine hohe Machtposition im akademischen Diskurs innehat. Sie finden sich daher kaum in Erstlingsschriften, sondern meist in den späteren Texten philosophischer, soziologischer oder soziosophischer Erfolgsautoren. Jedenfalls handelt es sich hier um eine durch intellektuellen Snobismus oder überschießende Lust am Unsinn motivierte Perversion des Umgangs mit dem Absurden, nicht aber um den Normalfall. Für Anfänger ist es nicht empfehlenswert, dem *Luhmannschen* Beispiel nachzueifern, und allzuviel Unsinn in ihre Texte einzustreuen. Auch wenn man Geschmack am Absurden gefunden hat, ist es wichtig, ein bestimmtes Maß einzuhalten.

Und so kann man es selbst machen: Praktische Hinweise

Wir haben uns angesehen, wie die *reductio ad absurdum* aufgebaut ist, wodurch sie funktioniert, und in welchen Zusammenhängen ihr Gebrauch legitim ist. Jetzt geht es darum, wie wir selbst rhetorische Figuren dieser Art herstellen können. Wer über eine lebhaft absurde Phantasie verfügt, für den ist es kein Problem, sich immer wieder neue absurde Vergleiche, Analogien und Szenarien auszudenken. Bei anderen muß die absurde Phantasie vielleicht erst einmal etwas angekurbelt werden. Wie immer, wenn man eine bestimmte Fertigkeit nicht oder nur in geringem Maße besitzt, kann man sich auch hier von Spezialisten aushelfen lassen. Und in der Tat gibt es Spezialisten für Absurdes: die Komiker, die Witze-

13 *Luhmann, N.*: Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt 1990, S. 31.

14 *Luhmann, N.*: Wie ist Bewußtsein an Kommunikation beteiligt? In: *Gumbrecht, H.U.; Pfeiffer, K.L.*: Materialität der Kommunikation. Frankfurt 1988, S. 884 – 905 (890).

15 *Luhmann, N.*: Systeme verstehen Systeme. In: *Luhmann, N.; Schorr, K.E.* (Hg.): Zwischen Intransparenz und Verstehen. Frankfurt 1986, S. 72 – 177 (88).

16 *Aristoteles*: Topik 140 a.

macher, die Satiriker, deren Produkte in verschiedenen Nonsens-Anthologien, Witzbüchern und anderen Werken versammelt sind. Hier kann jeder reiches Material finden, aus dem man durch einfache Anpassung an den aktuellen Fall gelungene *reductio ad absurdum* basteln kann. Ich bringe einige Beispiel-Witze und Absurditäten, die ich jeweils kurz hinsichtlich möglicher Anwendungen in wissenschaftlichen Argumentationen kommentiere:

Zunächst einen Witz, der in vielen Varianten im Umlauf ist:

Auf dem Oktoberfest spricht ein kleines Mädchen einen Polizisten an: »Ach bitte, haben sie nicht eine Mutter ohne ein kleines Mädchen wie mich gesehen?«¹⁷

Diesen Witz könnte man einsetzen, um wirkungsvoll einen Gegner zu kritisieren, der seine Begriffe nur negativ definiert, der nur angibt, welche Merkmale das Definiendum X nicht hat, und uns somit keinerlei Hilfe bei der Suche nach X gibt.

Der nächste Witz stammt von *Karl Valentin*, einem wirklichen Virtuosen der philosophischen Komik:

»Ich bekomme noch so einen Meterstab. Den zweiten brauche ich nur, um den ersten zu messen, ob der auch wirklich einen Meter lang ist.«¹⁸ Dies könnte man als offensichtlich absurde Analogie verwenden, wenn man einen Gegner kritisieren möchte, der die Validität seiner Meßmethoden zirkulär zu erweisen versucht.

»Beim ersten Regentropfen öffnete ich meinen Regenschirm, und siehe da – alle 45 000 Menschen machten es mir nach. Was sagen Sie dazu? Hätte ich vielleicht meinen Regenschirm nicht aufgespannt, hätten alle anderen auch nicht getan. Und alle 45 000 Menschen wären naß geworden bis auf die Haut...«¹⁹ Diese Bemerkung, die ebenfalls von *Karl Valentin* stammt, läßt sich vermutlich nur in einem sehr speziellen Zusammenhang verwenden, nämlich dann, wenn es darum geht, einen bestimmten Kausalitätsbegriff (Kausalität als Kovariation) des Gegner zu kritisieren.

Die Liste der Beispiele ließe sich beliebig verlängern – hier kommt es nur darauf an, eine Kostprobe zu geben. Weitere auswertbare Witze finden sich in den zitierten Anthologien. Ist es dann nicht auch zu erwarten, daß man bei den bekannten Dichtern des Absurden (*Camus*, *Beckett*, *Ionesco*, *Kafka* usw.) verwertbare Arrangements finden kann. Meiner – allerdings begrenzten – Erfahrung nach ist das nicht, oder nur in Ausnahmefällen (*Kafka*) der Fall. Die von Dichtern konzipierten absurden Situationen sind zu detailliert und zu ausladend, um in einem Text irgendwie die Funktion eines Hintergrundes übernehmen zu können. Man kann über absurde Dichtung schreiben, aber man kann solcher Dichtung in der Regel keine brauchbaren Versatzstücke entnehmen, mit denen man sich selbst über etwas ganz anderes äußern könnte. Dies ist meist nur möglich mit den kleinen absurden Arrangements, die sich in Witzbüchern finden.

Wenn man sich nun aus solchen Quellen mit passenden absurden Karikaturen oder Analogien ausgerüstet hat, ist es wichtig, diese mit Leichtigkeit und Eleganz in seine Argumente einzubauen. Alles kommt darauf an, den Eindruck von Pedanterie, Gesuchtheit oder Gezwungenheit zu vermeiden. Der Text darf vor der *reductio ad absurdum* keine Wellen schlagen, sie muß plötzlich und überraschend kommen. Deshalb sind einleitende Wendungen wie »es scheint...«, »das erinnert an...«, »das macht irgendwie den Eindruck, als ob...« günstig. Solche Wendungen erwecken den Eindruck, als sei einem das, was jetzt kommt, gerade eingefallen. Unbedingt ist zu vermeiden, daß eine Erwartungsspannung aufgebaut wird. Absolut verboten sind Einleitungen wie: »eine witzige Analogie zu dieser Folgerung wäre...«; was als witzig angekündigt wird, ist nicht mehr witzig. Die *reductio ad absurdum* braucht die Überraschung, um funktionieren zu können.

Jens Soentgen, Doktorand, Darmstadt

Literatur

- Aristoteles*: Topik, übersetzt von *Rolfes, E.*, Hamburg 1968.
Bornscheuer, I.: Topik. Frankfurt 1976.
Essler, W.K.: Grundzüge der Logik, Bd. I: Das logische Schließen. Frankfurt 1983.
Hack, L.: Vor Vollendung der Tatsachen. Frankfurt 1988.
Haverkamp, A.; Lachmann R.: Gedächtniskunst. Frankfurt 1991.
Hirsch, E.C.: Der Witzableiter oder Schule des Gelächters. Hamburg 1985.
Kafka, F.: Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande und andere Prosa aus dem Nachlaß. Hg. von *Brod, M.*, Frankfurt 1986.
Kant, I.: Kritik der reinen Vernunft. In: Werke Bd. III – IV, hg. von *Weischedel, W.*, Frankfurt 1980.
Köhler, P. (Hg.): Das Witzbuch. Stuttgart 1993.
Landmann, S. (Hg.): Jüdische Witze. München 1964.
Luhmann, N.: Soziale Systeme. Frankfurt 1984.
Luhmann, N.: Systeme verstehen Systeme. In: *Luhmann, N.; Schorr, K.E.* (Hg.): Zwischen Intransparenz und Verstehen. Frankfurt 1986, S. 72 – 117 (88).
Luhmann, N.: Was ist der Fall und was steckt dahinter? In: *Soziologie*, 22. Jg., 1993, H. 4, S. 245 – 260.
Mutschler, H.D.: Physik, Religion, New Age. Würzburg 1990.
Röhrich, I.: Der Witz. Stuttgart 1977.
Rosenberg, J.F.: Philosophieren. Frankfurt 1986.
Schmitz, H.: System der Philosophie. Bd. III, Teil 2: Der Gefühlsraum. Bonn 1969.
Schmitz, H.: Leib und Gefühl. Paderborn 1992.
Ueding, G.; Steinbrink, B.: Rhetorik. Stuttgart 1986.
Valentin, K.: Mein komisches Wörterbuch. Niddatal bei Frankfurt am Main 1986.
Weischedel, W.: Die philosophische Hintertreppe. München 1984.

¹⁷ *Hirsch, E.C.*: Der Witzableiter. Hamburg 1985, S. 95.

¹⁸ *Valentin, K.*: Mein komisches Wörterbuch. Frankfurt/Main 1986, S. 72.

¹⁹ Ebenda, S. 77.